

„Auch mal riskante Konzepte testen“

Seit 1998 treffen sich in einem zweijährigen Turnus Neurowissenschaftler aus Europa und den USA zu einem Symposium im Harnack-Haus in Berlin. Drei Tage lang diskutieren sie über die neuesten Ergebnisse auf dem Gebiet der molekularen Neurowissenschaften.

MAXPLANCKFORSCHUNG sprach mit dem Organisator des Symposiums, **PROF. JOACHIM SPIESS** vom **MAX-PLANCK-INSTITUT FÜR EXPERIMENTELLE MEDIZIN** in Göttingen sowie mit einem der Teilnehmer, dem **PHD-STUDENTEN CEDOMIR TODOROVIC**.

MPF: Die Organisation einer wissenschaftlichen Tagung macht Arbeit und kostet Zeit. Wer so etwas plant, organisiert und umsetzt, lässt eigene Publikationen liegen und verschiebt seine Forschung. Warum tun Sie sich das an?

PROF. JOACHIM SPIESS: Mit dem Symposium „Molekulare Mechanismen von Lernen und Gedächtnis“ haben Stephen Heinemann, Richard Thompson, Jeanne Wehner und ich eine wissenschaftliche Plattform geschaffen, die Neurowissenschaftler zusammenbringt, die zur Aufklärung der zellulären und molekularen Basis von Lernen und Gedächtnis beitragen wollen. Die drei Symposien, die wir seit 1998 in Berlin organisiert haben, haben sich durch intensive und produktive Diskussionen ausgezeichnet, durch die Initiierung zahlreicher Kollaborationen und durch einen ungewöhnlich großen Studentenanteil. Einige Wissenschaftler haben die diskussionsbereite Umgebung genutzt, um auch mal riskante Konzepte zu testen.

MPF: Als Veranstaltungsort bieten sich unterschiedliche Orte an: das Institut – da hat man dann auch das „Lokalkolorit“ – oder aber ein Tagungshotel, was vermutlich den organisatorischen Ablauf erleichtert. Die Max-Planck-Gesellschaft unterhält eigene Tagungsstätten. Was sind aus Ihrer Sicht die Vorzüge des Harnack-Hauses?

SPIESS: Das Harnack-Haus mit seinen technischen Möglichkeiten, seinen historischen

Bezügen, seinem professionellen Management und seinem hilfsbereiten Personal hat erheblich zum Erfolg der bisherigen Symposien beigetragen.

MPF: Es gibt wissenschaftliche Mega-Kongresse und, sagen wir mal, kleine aber feine Tagungen. Wenn die Europäische Gesellschaft für Kardiologie 2003 in Wien 30 000 Herzspezialisten aus aller Welt zu einem Kongress erwartet, dann muss man sich doch fragen, welchen Mehrwert – abgesehen von dem wirtschaftlichen Gewinn für die Stadt – eine solche Veranstaltung für die wissenschaftlichen Teilnehmer noch erzielen kann. Funktionieren große Kongresse vor allem nach dem Motto „Sehen und gesehen werden“?

SPIESS: Mega-Kongresse haben ihren Stellenwert. Sie bieten die Möglichkeit, gezielt Informationen über konkurrierende Gruppen und neue Methoden einzuholen und eine Zusammenarbeit zu verabreden. Offene und produktive Diskussionen finden hier selten statt. Das wichtigste Kommunikationswerkzeug ist das Poster geworden, weil es als Treffpunkt dient und direkte Kontakte herstellt.

MPF: Nun gilt die Teilnahme an bestimmten Kongressen auch als Auszeichnung. Der „geladene Vortrag“ bekommt den Stellenwert eines publizierten Artikels, den man als Wissenschaftler in seinem Lebenslauf auflistet. Welche Kongresse haben auf Ihrem Fachgebiet diesen Nimbus?



Prof. Joachim Spiess



CEDOMIR TODOROVIC: Soweit ich weiß, eine Presidential Lecture beim jährlichen Neuroscience-Meeting. Aber solche Überlegungen sind beim jetzigen Stand meiner wissenschaftlichen Entwicklung für mich noch nicht relevant.

MPF: Kleinere Veranstaltungen bieten mehr Raum für Diskussionen und Gespräche und geben auch dem Nachwuchs ein Chance, wahrgenommen zu werden. Wer ist von Ihnen nach welchen Kriterien zu Ihrer Tagung eingeladen worden?

SPIESS: Wir haben vor allem Wissenschaftler eingeladen, die molekulare Strategien auf dem Gebiet der Neurowissenschaften – insbesondere in Verhaltensstudien – einsetzen und die ihre Ergebnisse offen diskutieren möchten. Darüber hinaus waren Forscher von „angrenzenden“ wissenschaftlichen Feldern wie zum Beispiel der Gentherapie, der CHIP-Technologie oder dem Neuro-Imaging dabei, sodass man auch über zukünftige Entwicklungen sprechen konnte. Gerade deshalb sind Symposien wie dieses eine wichtige Ergänzung zu den Mega-Kongressen.

MPF: Wie bewerten Sie im Nachhinein den Tagungsablauf? Waren Sie mit der Qualität der Beiträge zufrieden?

SPIESS: Die Beiträge waren von hoher Qualität und die Diskussionen offen, schonungslos und stimulierend.

MPF: Und was nehmen Sie von der Tagung im Harnack-Haus für sich mit? Wie wertvoll waren für Sie die Diskussionen mit den Kollegen? Wie häufig sollten Ihrer Ansicht nach solche Veranstaltungen stattfinden?

TODOROVIC: Der Wert solcher Tagungen wie das Berlin-Symposium ist für junge Wissenschaftler nicht hoch genug einzuschätzen. Sie bieten die einzigartige Möglichkeit, etwas über die aktuellen Fragen in den Neurowissenschaften zu hören und mit den auf diesem Gebiet namhaften Wissenschaftlern zu diskutieren. Solche Gespräche haben in den letzten Jahren zu erfolgreichen Kollaborationen mit anderen angesehenen Laboratorien geführt. Ich selbst bin Psychologe. Mir hat das Symposium vor allem die Gelegenheit gegeben, etwas über die Grenzgebiete in den Neurowissenschaften zu lernen, die für meine Arbeit von Bedeutung sind. Es war quasi ein „Blick über den Zaun“, um Verbindungen zwischen meiner aktuellen Verhaltensforschung an Tieren und den huma-



Cedimir Todorovic

nen Neurowissenschaften, inklusive ihrer klinischen Anwendung, herzustellen.

MPF: Joachim Spiess hat es schon angedeutet: Neben dem Vortrag hat sich seit geraumer Zeit auch das Poster als typisches Präsentationsmedium etabliert. Welche Möglichkeiten sehen Sie in dieser Präsentationsform? Ist es wirklich sinnvoll, auf den großen wissenschaftlichen Kongressen mit einem Poster vertreten zu sein, oder geht man dort nicht eher unter?

TODOROVIC: Das Poster ist tatsächlich ein direkter Weg der Datenpräsentation, denn es bietet die Möglichkeit offener, ununterbrochener und ausführlicher Diskussionen mit Kollegen. Diese Diskussionen liefern wertvolle Rückmeldungen für die künftige Arbeit.

MPF: Im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts hat sich das Wissenschaftssystem sehr stark differenziert und ist zunehmend arbeitsteilig geworden. Darüber hinaus ist auch die Zahl der Forscher um ein Vielfaches gestiegen. Es ist also schwieriger, Räume für den wissenschaftlichen Dialog zu finden. Wird deshalb das Internet auch mit Blick auf das Online-Publizieren künftig mehr Gewicht bekommen?

TODOROVIC: Computer werden natürlich in der Zukunft den Austausch von Informationen zwischen Wissenschaftlern beschleunigen. In dieser Hinsicht kann ihr Stellenwert nicht ignoriert werden. Aber sie werden niemals in der Lage sein, die direkte wissenschaftliche Kommunikation zu ersetzen, bei der einfach mehr Details der Arbeit offen gegeben werden.

DAS INTERVIEW FÜHRTE CHRISTINA BECK